

Leseproben

36. Kapitel

Córdoba, Donnerstag 15. August 1968

»Mr. Brenner, Mr. Karl Brenner from Vienna, Austria, Pan Am Flight 656. Please contact the information desk ... Mr. Brenner, please.«

Brenner stand an der Gepäckausgabe und wartete auf seinen Koffer. Es war früher Abend, er war müde vom langen Flug und hatte den Zoll noch vor sich. Die 100-Dollar-Note hatte er in seinen Pass gelegt und konnte nur hoffen, dass der Tipp von Lehmann richtig gewesen war. Er hatte kein Interesse, die hiesigen Gefängnisse kennen zu lernen.

Der Flughafen von Córdoba war sehr klein und sah ein wenig notdürftig aus. Brenner hatte eine Odyssee hinter sich. Von Wien ging es zuerst mit dem Flieger nach Frankfurt, dann weiter über Madrid nach Buenos Aires, um von dort aus endlich Córdoba zu erreichen.

Er war sommerlich gekleidet und froh leicht. Das lag zum einen an der Übermüdung und zum anderen daran, dass die Temperaturen nur bei 16 Grad lagen. In Argentinien war jetzt die Winterzeit, was er nicht wusste und erst von einer freundlichen alten Dame im Flugzeug erfahren hatte.

»Mr. Brenner ...«, erklang erneut die Ansage aus dem Lautsprecher und erst jetzt wurde ihm bewusst, dass ja er damit gemeint war.

»Señor, abben Sie zu verzollen?« Die Stimme des Zollbeamten ließ ihn zusammensucken.

»Nein«, brachte er nur heraus und gab ihm den Pass. Der Zöllner öffnete ihn gekonnt und knallte mit fester Hand seinen Stempel auf die Seite. Brenner hatte ihn genau beobachtet, aber nicht bemerkt, wie der Geldschein entnommen wurde. Es ging zu schnell und ihm wurde klar,

hier war ein Profi am Werk, der das nicht nur einmal am Tag machte.

Mit einem »Bienvenido en Argentina« gab er ihm den Pass zurück und Brenner konnte einreisen.

In der Ankunftshalle hielt er Ausschau nach dem Informationsschalter, den er auf der linken Seite in der Nähe der Ausgänge fand.

Beim Näherkommen sah er einen jungen Mann, etwa Mitte dreißig, der auf ihn zu warten schien. Er trug einen hellgrauen Anzug und machte einen leicht blasierten Eindruck.

Brenner ging zielgerichtet auf ihn zu und stellte Koffer und Tasche ab, um ihm die Hand geben zu können.

»Hallo, ich bin Karl Brenner«, sagte er, während er dem Mann die rechte Hand entgegenstreckte.

Dieser sah ihn einen Augenblick konsterniert an, so als hätte er ihn nicht verstanden.

»Ach ja, natürlich ... I am Karl Brenner from Austria ... from Mr. Lehmann, you know«, kratzte er seine wenigen Englischkenntnisse zusammen.

»Oh, ich habe Sie schon verstanden«, erwiderte der Fremde in lupenreinem Deutsch, »und was kann ich bitte für Sie tun?«

»Wenn Sie wollen, können w...« Es hatte einen Moment gedauert, bis Brenner begriff, dass er wohl den Falschen angesprochen hatte.

»Entschuldigung, aber ich dachte ...«, sagte Brenner, doch der Mann hatte sich schon vom ihm abgewendet und ging auf eine junge Frau zu, die er wohl erwartet hatte.

Brenner drehte sich ebenfalls in Richtung Tür.

Da stand sie.

Sie schien ihn die ganze Zeit beobachtet zu haben, ohne ein Wort zu sagen, und schaute ihn ohne jegliche Gefühlsregung an. Sie sah umwerfend aus, wie sie da so stand in ihrer khakifarbenen Militärhose und einem grauen Rollkragenpullover.

Sie war schlank und wohlproportioniert. Ihre kurzen schwarzen Haare passten sich hervorragend dem schmal geschnittenen Gesicht an. Die hoch stehenden Wangenknochen und die leicht gebogene Nase verliehen ihrem Aussehen etwas Orientalisches. Aber ihre dunklen Augen wollten nicht ganz zu diesem schönen Gesicht passen. Ausdruckslos blickten sie ihn an.

Mensch Junge, die Puppe da, det is ne echte Wuchtbrumme, hätte Kalli jetzt gesagt, schoss es Brenner durch den Kopf.

»Herr Brenner, nehme ich an?« Ihre Stimme klang etwas rauchig mit einem abweisenden Unterton. »Laura Stern, ich soll Sie hier abholen.«

Ohne ihm die Hand zu geben oder eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und steuerte auf die Tür zu. Es schien ihr egal zu sein, ob er ihr folgte oder nicht, war Brenners Eindruck.

Er nahm sein Gepäck und ging ihr hinterher.

»Na prima. Das sind ja tolle Aussichten«, murmelte er vor sich hin, während er das Flughafengebäude verließ.

Laura ging zielstrebig auf einen an der Seite parkenden dunkelgrünen Land Rover zu, öffnete wortlos die Beifahrertür und stieg dann selbst auf der Fahrerseite ein.

Brenner sah in der geöffneten Tür die Aufforderung einzusteigen. Während er sein Gepäck auf dem Rücksitz verstaute, startete sie schon den Motor und gab Gas, noch bevor er richtig auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte.

Er wurde in den Sitz gepresst und konnte gerade noch die Tür ergreifen, um sie zu schließen.

Laura fädelt sich in den fließenden Verkehr ein und schaltete die Gänge so brutal, dass bei fast jedem Gangwechsel das Getriebe sich durch lautes Kratzen beschwerte.

37. Kapitel

Paris, Samstag 24. August 1968

Nadja hatte ihren VW in der Rue Ancelle geparkt, einer kleinen Seitenstraße, direkt am »Bois«.

Die Straße befand sich in Neuilly-sur-Seine, einem der vornehmeren Pariser Vororte. Es waren durchweg schmucke Apartmenthäuser, die links und rechts die Straße säumten. Wer sich hier eine der teuren Eigentumswohnungen leisten konnte, gehörte zu den wohlhabenden Parisern.

Der VW passte mit seinen bunten Aufklebern nicht so recht in diese Umgebung, er fiel auf.

Nadja und Martin hatten ihren Spaziergang beendet und beschlossen, nach Aubervilliers zu fahren, um bei Joseph einen Kaffee zu trinken.

Nadja konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen. Sicher, sie hatten sich in der letzten Stunde gut unterhalten und sich gegenseitig über die Ereignisse der vergangenen Wochen informiert. Aber Martin hatte von seinen Gefühlen ihr gegenüber nichts preisgegeben.

Vielleicht waren ihre Erwartungen einfach zu hoch gewesen, gestand sie sich selbstkritisch ein. Trotzdem hatte sie erwartet, dass er sich ihr etwas mehr öffnen würde.

Sie hätte ihm so gerne mitgeteilt, was sie wirklich für ihn empfand.

Es gab eine einzige Situation, einen kurzen Augenblick, in dem sie das Gefühl hatte, es könnte passieren. Ganz automatisch hatten sich vorhin ihre Hände gefunden, während sie spazieren gegangen waren. Das war der Moment, in dem sie glaubte, Martin käme ihr näher. Doch sie musste sich eingestehen, dass es wohl nur eine freundschaftliche Geste war, die sicher eine gewisse Vertrautheit und Verbundenheit ausdrückte, aber mehr eben nicht.

In den letzten zehn Minuten, als sie zum Wagen zurückgingen, hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen und hingen jeder ihren Gedanken nach.

Für die Chance, nur einen winzigen Augenblick lang seine Gedanken lesen zu können, hätte Nadja viel gegeben. Aber sie stoppte diese Überlegungen sofort, denn sie war sich nicht sicher, ob sie wirklich wissen wollte, was Martin gerade dachte.

Sie stieg in den Wagen und öffnete von innen die Beifahrertür, damit Martin ebenfalls einsteigen konnte.

»Hat er eigentlich einen Namen?«, fragte er spontan, während er auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

Nadja schaute ihn überrascht an, sie verstand die Frage nicht.

»Na ja, ist es nicht so, dass Frauen ihren Autos immer einen Namen geben?«, hakte Martin nach.

»Vielleicht, ich weiß nicht. Meines hat jedenfalls keinen. Für mich ist es eben der »Käfer«. Hab' noch nie darüber nachgedacht.«

Sie startete den Motor und rangierte den Wagen wortlos aus der engen Parklücke. Es war nur ein kurzes Stück, bevor sie links auf den Boulevard Maillot einbog.

Der Kreisverkehr an der Porte Maillot war, obwohl es Samstag Nachmittag war, stark frequentiert. Die Autos standen dicht gedrängt, Stoßstange an Stoßstange, und scheinbar wild durcheinander. Martin war beeindruckt. Er kannte so etwas nicht und konnte sich auch nicht vorstellen, wie sich dieses »Knäuel« jemals wieder auflösen sollte.

Es ging nur Zentimeter um Zentimeter voran. Sie standen mittendrin.

Dann, als hätte jemand ein Kommando gegeben, ging es plötzlich weiter. Nadja gab Gas, fuhr los und lenkte den VW einfach nach rechts.

Martin zog die Schultern an, weil er jeden Moment damit rechnete, dass es krachen würde. Aber nichts geschah.

Nadja fuhr auf den Zubringer des Boulevard Périphérique, die Stadtautobahn, die einen riesigen Ring um Paris bildete. Auch hier herrschte reger Betrieb.

Sie steuerte den VW sicher und souverän durch den Verkehr, wobei sie öfter die Spur wechselte. Das bot sich an, da diese Stadtautobahn teilweise bis zu sechs Spuren hatte.

»Ich glaube, wir werden verfolgt«, sagte Nadja plötzlich.

»Wie bitte, von wem?«

»Von einem blauen R 16. Er ist schon seit geraumer Zeit hinter uns und wechselt wie ich ständig die Fahrbahn.«

Martin drehte sich vorsichtig um und schaute durch das kleine Heckfenster. Erst auf den zweiten Blick sah er den Renault, der ihnen mit einigem Abstand folgte.

»Das kann auch Zufall sein«, erwiderte er.

»Wir werden es gleich wissen.«

Nadja überholte einen Kleinlaster und wechselte abrupt über zwei Spuren nach rechts, benutzte eine Ausfahrt, die sie gerade noch erwischte. Am Ende der Ausfahrt fuhr sie ohne zu halten in den Kreisverkehr und verließ ihn an der Avenue Victor Hugo, um dieser Straße zu folgen.

»Ich wusste es ... war nur so ein Gefühl, aber er folgt uns immer noch«, sagte sie.

Martin drehte den mittleren Rückspiegel etwas in seine Richtung und konnte den Renault dann als dritten Wagen hinter ihnen ausmachen.

Noch bevor er etwas sagen konnte, trat Nadja heftig auf die Bremse, wodurch sie ihren Hintermann zwang, das gleiche zu tun. Dies führte dazu, dass sich sein Wagen leicht querstellte.

Sie riss das Lenkrad herum und wendete den VW so abrupt, dass dieser sich mit quietschenden Reifen querstellte und etwas nach rechts anhob. Martin wurde gegen die Tür gedrückt, es fühlte sich an, als würde der Wagen sich auf die Seite legen....

39. Kapitel

Helsinki, Dienstag 13. August 1968

Die Pyörökiventie war eine kleine Straße in Tammissalo, einem vorgelagerten Stadtteil von Helsinki. Es bereitete Le Luc einige Probleme, sie zu finden.

Sie endete in einer Sackgasse und er nutzte die letzte Möglichkeit, nach rechts abzubiegen. Dann sah er das Haus, das man ihm beschrieben hatte.

Er parkte den Volvo und ging die letzten Meter zu Fuß, um sich vorab ein genaueres Bild von dem Anwesen und der Umgebung machen zu können.

Es war ein typisches finnisches Holzhaus, dunkelrot gestrichen und sah zudem ziemlich heruntergekommen aus. Das Grundstück, auf dem das Haus stand, lag oberhalb der Straße auf einer kleinen Anhöhe und konnte nur über eine schmale Zufahrt erreicht werden. Der Vorplatz des Hauses machte auf Le Luc einen chaotischen Eindruck. Wer immer hier auch wohnte, Ordnung gehörte nicht zu seinen Stärken.

Er sah das Wrack eines alten Ruderbootes, das man aufrecht und schräg an die Hauswand gestellt hatte. Sein Unterboden wies ein riesiges Loch auf und war bereits dicht mit Moos bewachsen.

Überall verteilt lagen Haufen aus Eisenschrott, Autoreifen und einige stark vermoderte Holzkisten.

Der alte Ford Pick Up, der vor der Garage stand, wollte nicht so recht in das Umfeld passen. Seine rote und schwarze Lackierung glänzte in der Sonne und es schien, als hätte man ihn gerade neu gekauft.

Dass er mindestens zwanzig Jahre auf dem Buckel hatte, sah man ihm nicht an. Er war ausgezeichnet gepflegt. Die Motorhaube war aufgestellt und auf dem Kotflügel lag Werkzeug.

Doch es war niemand zu sehen.

Le Luc suchte eine Eingangstür, fand aber nur die offene Tür zur Garage.

»Hallo«, rief er.

Er ging hinein, entdeckte jedoch keine weitere Tür.

Als er wieder auf den Vorhof trat, sah er ihn um die Hausecke biegen.

Obwohl er vorgewarnt war, überraschte ihn der Anblick.

Da kam ein Mann auf ihn zu, hoch gewachsen und schlank, ungefähr Mitte vierzig. Seine abgetragene blaue Jeans steckte in dunkelgrauen Cowboystiefeln und unter einer schwarzen Lederweste trug er ein bunt kariertes Baumwollhemd. Der schwarze Stetson auf seinem Kopf komplettierte das Bild. Es fehlten nur noch ein 45er Colt und das dazugehörige Holster und das Klischee eines echten Cowboys wäre perfekt gewesen.

Eigentlich nichts Besonderes, aber in Finnland erwartete man so eine Erscheinung eher selten.

»Brad Wilson?«, rief Le Luc, als er auf ihn zuging.

»Wer will das wissen?«

»Ich heiße Le Luc«, antwortete er, »Jean Marie Le Luc.«

»Franzose?«

»Nein, Belgier, warum?«

»Ich kann Franzosen nicht leiden«, kam die lapidare Antwort.

»Darf ich noch mal fra...«

Der Mann unterbrach Le Luc sofort: »Okay, ich bin Wilson, und weiter?«

»Ich komme von Lisa Johansson und brauche Ihre Hilfe.«

»Lisa wer ...? Kenne ich nicht. Nie gehört.«

»Ja, sie sagte mir, dass Sie wahrscheinlich so reagieren würden und gab mir den Rat, Sie an *Memphis Belle* zu erinnern«, antwortete Le Luc und schob nach: »Was immer das auch heißen mag.«

Wilson sagte nichts und ging an ihm vorbei, auf den Wagen zu. Er ignorierte Le Luc einfach, nahm einen

Schraubenschlüssel, der auf dem Kotflügel lag, und machte sich wortlos am Motor zu schaffen.

»Was ist nun? Können wir reden?«, fragte Le Luc, der ihm gefolgt war.

»Keine Ahnung ... also, ich habe nichts zu sagen. Aber wenn Sie reden wollen, kann ich Sie ja wohl kaum daran hindern.«

»Wie ich von Lisa erfuhr, besitzen Sie ein Wasserflugzeug, das ich gerne chartern würde.«

»Wann? Wofür? Wohin?«

»Wollen Sie nicht zuerst etwas über meine Person wissen?«

Lisa hatte ihn bereits vorgewarnt, dass ihm Wilson wahrscheinlich etwas eigenartig und wortkarg erscheinen würde. Aber dass es so ausgeprägt war, hatte Le Luc nicht erwartet.

»Da ich nicht vorhabe, mich mit Ihnen anzufreunden, wüsste ich nicht warum. Also sagen Sie schon, was Sie wollen, oder verschwinden Sie.« Wilson gab die Antwort, ohne aufzusehen oder von seiner Arbeit zu lassen.

»Also gut. Ich möchte, dass Sie mich nach Moskau fliegen. Ich meine, nicht direkt dorthin, sondern nur in die Nähe«, sagte Le Luc mit ruhiger Stimme.

Der Schraubenschlüssel fiel zu Boden.

Das hatte gesessen.

Zum ersten Mal zeigte Wilson so etwas wie eine Gefühlsregung. Er sah Le Luc nachsichtig an, als hätte er es mit einem armen Irren zu tun.

»Ich weiß ja, dass Lisa einen großen Freundeskreis besitzt, aber dass sie jetzt schon einen Verrückten dazu zählt, ist mir neu.«

Le Luc grinste leicht, aber wenig beeindruckt.

»Immerhin dürfte das ja nicht neu für Sie sein, denn wenn meine Information stimmt, haben Sie es schon öfter gemacht.«...

51. Kapitel

Baltimore, Freitag 13. September 1968

»Ich habe dich auf Shortys Beerdigung vermisst«, sprach Charley Jack Brannigan an, während er ihm ein frisches Guinness hinstellte.

»Ich geh' nie zu Beerdigungen, nicht mal zu meiner eigenen«, kam die brummige Erwiderung.

Jack Brannigan war ein Urgestein beim Baltimore Police Department, für das er seit fast dreißig Jahren arbeitete. Wie Charley war er Amerikaner irischer Abstammung, konnte seine Herkunft aber noch weniger leugnen. Er war ein großer Mann mit stämmiger Statur und auffälligen rotblonden Haaren. Sein zweites hervorstechendes Merkmal war sein irischer Dickschädel, der dafür gesorgt hatte, dass er nach fast dreißig Jahren Polizeidienst immer noch den Rang eines Sergeants bekleidete, obwohl er längst hätte Captain sein können.

Aber Anpassung an das Establishment war nicht sein Ding. Er ging von jeher seinen eigenen Weg, und das meistens erfolgreich. Doch diese Eigenständigkeit hatte ihren Preis. So hielt sich die Summe seiner Belobigungen stets die Waage mit der seiner Abmahnungen. Immer wieder kursierten hartnäckige Gerüchte, er sei bestechlich. Aber es gab niemanden, der das offen ausgesprochen hätte. Brannigan wusste von diesen Gerüchten, doch sie interessierten ihn nicht, denn mit Bestechlichkeit hatte er nichts am Hut.

»Wie sieht es aus? Habt ihr schon was? Einen Verdacht?«, fragte Charley nach.

Brannigan trank das Glas halb leer und sah Charley nachdenklich an, bevor er antwortete.

»Nein, bisher noch nicht. Das einzig Gesicherte ist, dass es ein Profi war. Aber die Abteilung arbeitet ja auch nicht gerade mit Hochdruck an diesem Fall«, sagte Brannigan

lapidar und erweckte dabei selbst nicht den Eindruck, ein großes Interesse an der Aufklärung zu haben.

»Und was ist mit dir? Shorty war immerhin dein Freund. Ich denke, Ihr kanntet euch schon aus der High School?«

»Ja, und wenn schon? Das war einmal. Er war ein Säufer und wenn ich dich daran erinnern darf: Er ist in den letzten Jahren mit uns, ich meine mit dem Department, nicht immer fair umgegangen. Es gab da eine Reihe von Berichten, die unsere Arbeit nicht gerade unterstützt haben. Die ...«

»Die oft durchaus berechtigt waren«, unterbrach Charley, »wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht.«

»Mag sein. Aber sie waren einseitig und zu polemisch. Er hätte das nicht machen sollen«, erwiderte Brannigan und leerte sein Glas. »Das sind unsere Angelegenheiten, die klären wir selbst.«

»Ja, aber wie man weiß, leider mit wenig Erfolg«, antwortete Charley, nahm das Glas und hielt es unter den Zapfhahn, um es erneut zu füllen.

»Was weißt du denn schon, du hast doch keine Ahnung. Wir ...« Brannigan stoppte abrupt, sprang vom Barhocker, drehte sich einmal um die eigene Achse und hielt einen jungen Mann am Arm fest, der hinter ihm vorbeischlich, um die Bar zu verlassen.

»Aldo, mein Freund. Du willst uns doch nicht schon verlassen, ohne mich zu begrüßen? Kein schöner Zug.«

»Oh Sergeant, tut mir Leid, hab' Sie nicht gesehen. Aber ich muss los ... wichtiger Termin.«

Brannigan hielt ihn immer noch am Arm, ohne den Griff zu lockern.

»Aldo, das solltest du noch mal üben.«

»Was?«

»Na, das Lügen, das konntest du schon mal besser. Aber es trifft sich gut, dass ich dich hier treffe. Wollte sowieso zu dir. Hab da ein paar Fragen. Weißt du was, da hinten am

Fenster ist eine Sitzecke frei und da setzen wir uns einfach hin.«

Brannigan gab Aldo keine Möglichkeit zu antworten, sondern schob ihn zu dem Tisch, wobei er den Griff etwas lockerte, aber die Hand nicht von seinem Arm nahm. Nachdem beide sich gesetzt hatten, gab er Charley ein Zeichen, ihnen zwei Bier zu bringen.

»Na, dann erzähl mal. Wie geht es dir? Was macht die Familie? Wie laufen die Geschäfte?«

Der Angesprochene hatte sich in eine der mit dunkelrotem Kunstleder bezogenen Bänke geschoben und fühlte sich sichtlich unwohl.

»Was soll der Quatsch? Es interessiert Sie doch sowieso nicht, wie es mir geht oder was ich mache. Und meine Familie geht Sie schon gar nichts an.«

Brannigan saß ihm direkt gegenüber und fixierte ihn, ohne zu antworten. Aldo Pellegrino war ein hübscher Junge Mitte zwanzig, dunkelhaarig und von schlanker Statur. Er war das jüngste von vier Kindern. Die Pellegrinos betrieben eine kleine Wäscherei in der Madison Street, Downtown Baltimore. Sie waren achtbare und anerkannte Amerikaner mit sizilianischen Wurzeln.

Leider war Aldo der Einzige, der einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Er träumte den amerikanischen Traum, aber in der italienischen Version. Einer geregelten Arbeit nachzugehen, war nicht sein Ding. Er war davon überzeugt, dass die tägliche Schufterei seiner Eltern sich nicht lohnte und ihn nicht weiterbringen würde.

Obwohl einigermaßen intelligent, hatte er schon in jungen Jahren die Schule abgebrochen und eine kriminelle Karriere vorgezogen. Begonnen hatte er als kleiner Gelegenheitsdieb, um sich später als Geldeintreiber der örtlichen Mafia Respekt und Anerkennung zu verschaffen.

